

Zeitschrift: Scholion : Bulletin
Herausgeber: Stiftung Bibliothek Werner Oechslin
Band: 14-15 (2023)

Artikel: Wissen in endlichen Räumen : die Bibliothek und das Buch
Autor: Oechslin, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SUBLIMIUM
INGENIORVM
C R V X.

IAM TANDEM ALIQVANDO

DEPOSITA

A IOANNE CARAMVEL

LOBKOWITS,

*Gradium lapsum cum tempore elapso componente, con-
cordiamque experimentis & demonstrationibus
Geometricis firmante.*



LOVANIÆ

Apud PETRVM VANDER HEYDEN

M. DC. XLIV.

Abb. 81: Juan Caramuel Lobkowits, *Sublimium Ingeniorum Crux* [...], Leuven: Petrus van der Heyden, 1644, Titel

WISSEN IN ENDLICHEN RÄUMEN – DIE BIBLIOTHEK
UND DAS BUCH

[2010]

“Nur für uns giebt es Endliches.”

Friedrich Nietzsche, “Zur Genesis der Erkenntniss”, in: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: id., Werke, Bd. 10, Schriften und Entwürfe 1872 bis 1876, Leipzig: Naumann, 1896, S. 189

“Im Unendlichen ist alles möglich!” Der Satz entstammt einem mathematischen Kontext und bezieht sich auf die Anfänge der nicht-euklidischen Geometrie.¹ Da, wo der endliche, erfahrbare und vorstellbare ‘euklidische’ Raum verlassen wird, hat sich auch die Gewissheit über das Verhalten von den in die Unendlichkeit verlängerten Parallelen verflüchtigt. Es mangelt nicht nur an Vorstellung, es fehlen auch die Begriffe. Albert Einstein hat 1928 in seinen Überlegungen zum “Fernparallelismus” seine Kritik an der Riemann’schen Geometrie dort angesetzt, wo Begriffe fehlen und wo es um Ergänzungen ginge, “welche begriffsreicher sind als diese, in der Hoffnung, zu einem logischen Gebäude zu gelangen, das alle physikalischen Feldbegriffe unter einem einzigen Gesichtspunkte vereinigt” (Abb. 83).²

Nicht nur, dass Einstein die – übliche – architektonische Metapher verwendet, wo es in einem “Gebäude” um Ordnung und Zusammenhalt geht! Der Mathematiker demonstriert ganz allgemein, wie sehr wir auf unsere Erfahrungen und die entsprechenden Konventionen angewiesen sind. Kein Zweifel, es handelt sich dabei um Einschränkungen, so wie sie auch die lange Diskussion um unsere Anschauungen und die “reine Anschauung” (der Geometrie) betreffen. Und da beginnt wohl die eigentliche Schwierigkeit kulturgeschichtlicher Einordnung und Beurteilung. Bertrand Russell hat Einsteins optimistischer Sicht menschlicher Entwicklung und Entfaltung entgegengehalten: “Man has had an existence which is long in relation to historical time, but short in relation to geological epochs.”³ (Abb. 85). Wir leben, insofern wir uns in menschlichen Gesellschaften bewegen, in einer historischen Zeit – und nehmen deren Beschränkungen und Kürze in Kauf. Und auch unsere Vorstellungen sind gerade deshalb auf diesen Raum beschränkt und bewegen sich im Rahmen “möglicher Erfahrungen”, so wie das Kant in den *Prolegomena zu einer*

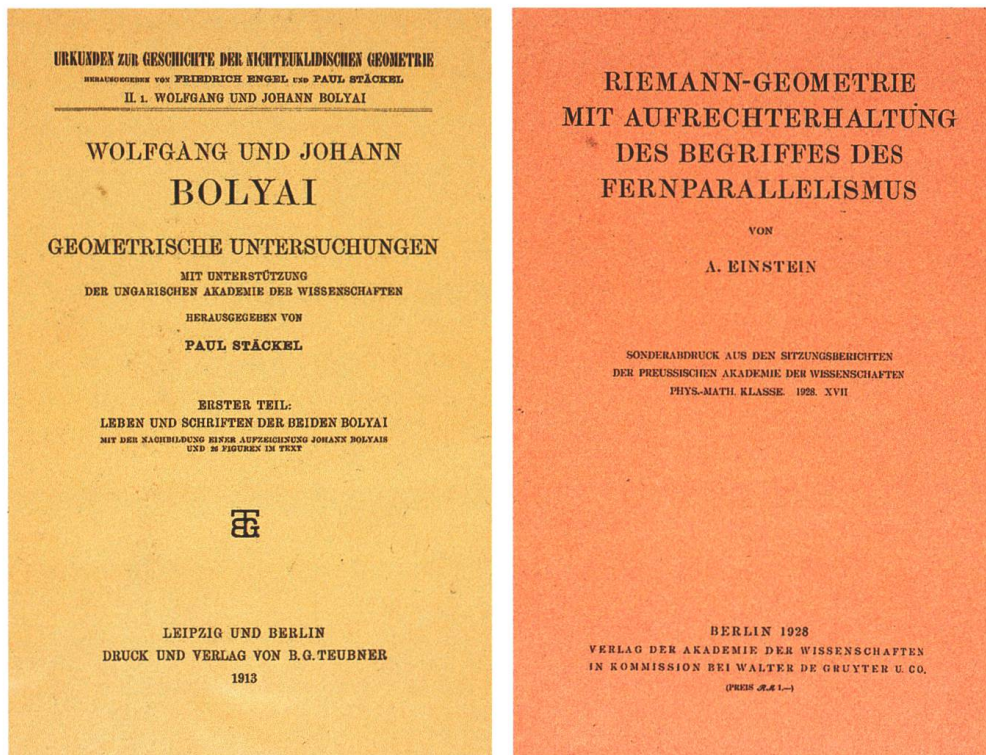


Abb. 82: Wolfgang und Johann Bolyai, Geometrische Untersuchungen, Paul Stäckel (Hg.), Erster Teil: Leben und Schriften der beiden Bolyai (= Urkunden zur Geschichte der nichteuklidischen Geometrie, herausgegeben von Friedrich Engel und Paul Stäckel, Bd. II.1: Wolfgang und Johann Bolyai), Leipzig/Berlin: B.G. Teubner, 1913, Titel

Abb. 83: Albert Einstein, Riemann-Geometrie mit Aufrechterhaltung des Begriffes des Fernparallelismus, Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften, 1928, Umschlag

jeden künftigen Metaphysik die als Wissenschaft wird auftreten können 1783 darlegt. Dabei ist er ja bemüht, diesen Rahmen auszudehnen und “weiter hinaus” zu greifen, um dann gleichwohl auch dies wiederum dem Gebot “nur aus irgend einer möglichen Erfahrung” anzubinden. Gerade er weiss von einem “viel weitläufigere[n] Neben-GEBÄUDE”, dass der Verstand “an das Haus der Erfahrung” anbaut. Aber das ändert kaum etwas an der grundsätzlichen Bedeutung des wie auch immer gedeuteten aristotelischen Satzes von der Anbindung des Intellekts an die Sinne (“nihil enim est in intellectu, quin prius fuerit in sensu”) und des von uns unterstellten Sinns einer “Verknüpfung gegebener Anschauungen in einer Erfahrung”, gerade weil wir uns zuweilen in einem Grenzbereich von Vorstellung aufhalten.⁴

Von “produktiver Einbildungskraft” spricht deshalb jemand wie Jacob Friedrich Fries, und er erläutert dies, um sich der ganzen Problematik und der

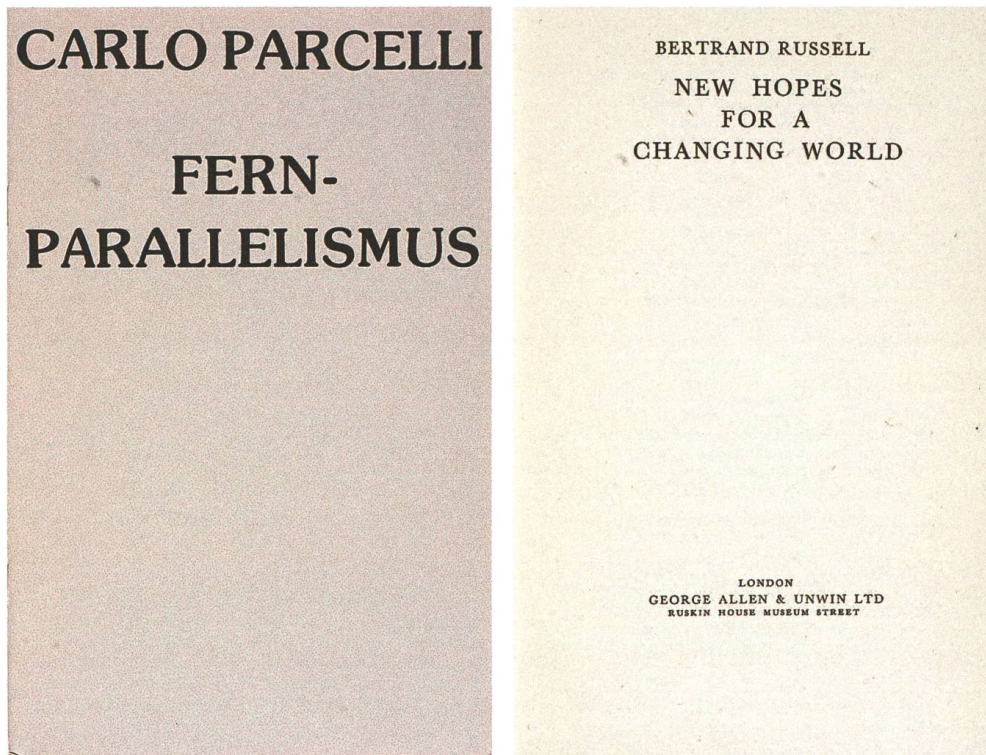


Abb. 84: Carlo Parcelli, Fernparallelismus, Washington, DC: Paycock Press, 200(©)7, Umschlag

Abb. 85: Bertrand Russell, New Hopes for a Changing World, London:
George Allen & Unwin Ltd., 1951, Titel

hohen Ansprüche zu versichern: “über das bloße Vorhandenseyn einer Thätigkeit im Geiste wird noch eine besondere Empfänglichkeit erfordert, damit wir uns derselben bewußt werden können, denn wir haben so eben dunkle Vorstellungen aufgewiesen, deren wir uns nicht bewußt sind, obgleich wir sie haben; durch den innern Sinn gelangen wir erst zu diesem Bewußtsein, wodurch sie klar werden.”⁵ Am Ende also wollen wir Klarheit. Im Zusammenhang mit der “produktiven Einbildungskraft” spricht Fries deshalb auch ganz konkret von der “Konstruktion der Gegenstände in den Raum und in die Zeit”, welche “die anschauliche Vorstellung von Dauer, GröÙe, Gestalt, Lage, Entfernung, das heißt, die Vorstellung der figurlichen synthetischen Einheit der Gegenstände, oder des mathematischen in unsrer Erkenntniß” gibt.⁶ Das also sind die Voraussetzungen und Bedingungen, auf dass die ‘Dinge’ erkennbar und dadurch für uns ‘erreichbar’ sind. Sie mögen auf den ersten Blick ‘daneben’, am Rande und nicht im Zentrum unserer Erfahrungen stehen, aber es handelt sich gleichwohl um “Neben-GEBÄUDE”. Der Drang des ‘Bauens’ ist nicht

zu bremsen. Und man sollte sich auch daran erinnern, dass der Begriff ‘Konstruktion’ häufig genug gleichbedeutend mit ‘Synthese’ verwendet wird.⁷ Fries nennt das genauer “eine anschauliche Verbindung, anschauliche synthetische Einheit der Dinge in Raum und Zeit”⁸, und er fügt hinzu: “So ist sie das Eigenthum der produktiven Einbildungskraft.”⁹

Die Endlichkeit besitzt die Vorteile, dass sie unsere “produktive Einbildungskraft” doch immer wieder an ‘bekannte’ und deshalb verfügbare Erfahrungen anbindet und “kultiviert” – in den Zusammenhang menschlicher Kultur setzt. Und dass diese Erfahrungen natürlich weit über unsere je eigenen individuellen Erfahrungen hinausreichen, macht das aus, was wir menschliche Kultur nennen. Dazu gehört die ‘Rückversicherung’ – einer ständig verfügbaren und stets neu gedachten “memoria” genauso, wie die natürlich gleichfalls verwurzelte, über die konkrete Zeit und den jeweiligen Ort hinaus verweisende Vorstellungswelt. Es gilt – in den Worten Kants – als ‘vernünftig’, sich auf solcherlei Anbindungen einzulassen, sich daran zu orientieren und sich der entsprechenden Vorteile zu vergewissern. Niemand würde voreilig, so möchte man doch annehmen, diesen Zusammenhang aufgeben und sich in ein ‘ex nihilo’ stürzen wollen.

Mit den Endlichkeiten sind jene sprachlichen Errungenschaften verbunden, die sich als Begriffe verfestigt haben. In ihnen hat die produktive Einbildungskraft ihre ganz eigene Kraft entfaltet. Wilhelm von Humboldt stellt in Anbetracht seiner vergleichenden Kultur- und Sprachforschung fest, es führe dies zu einer noch “höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft”.¹⁰ Es müssen diese Mittel der “Speculation” genauso ernst genommen werden. Jacob Grimm sieht das mit der Dingwelt von allem Anfang notwendigerweise verbunden. Zu Beginn seiner *Geschichte der deutschen Sprache* schreibt er 1848: “Es gibt ein lebendigeres zeugnis über die völker als knochen, waffen und gräber, und das sind ihre sprachen.”¹¹ Und einleitend äusserte er sich – auch er mit den Haus- und Gebäudemetaphern bestens vertraut – grundsätzlich: “Sprachforschung der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den wörtern zu den sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß häuser bauen sondern auch darin wohnen.”¹² Wir sollten uns daran erinnern, dass unsere Kultur uns stets eine solche endliche, erreichbare, ‘häusliche’ Welt zubereitet hat, und dass darin auch ihr Vorteil liegt, weil sie in diesen Grenzen einigermaßen verständlich ist. Die Sprache, die Begriffe, der Text und die Kontexte, die Metrik – im Umfeld der euklidischen Geometrie – sind die unabdingbaren Bausteine bei der Einrichtung dieser Welt und ihrer ‘Gebäude’.

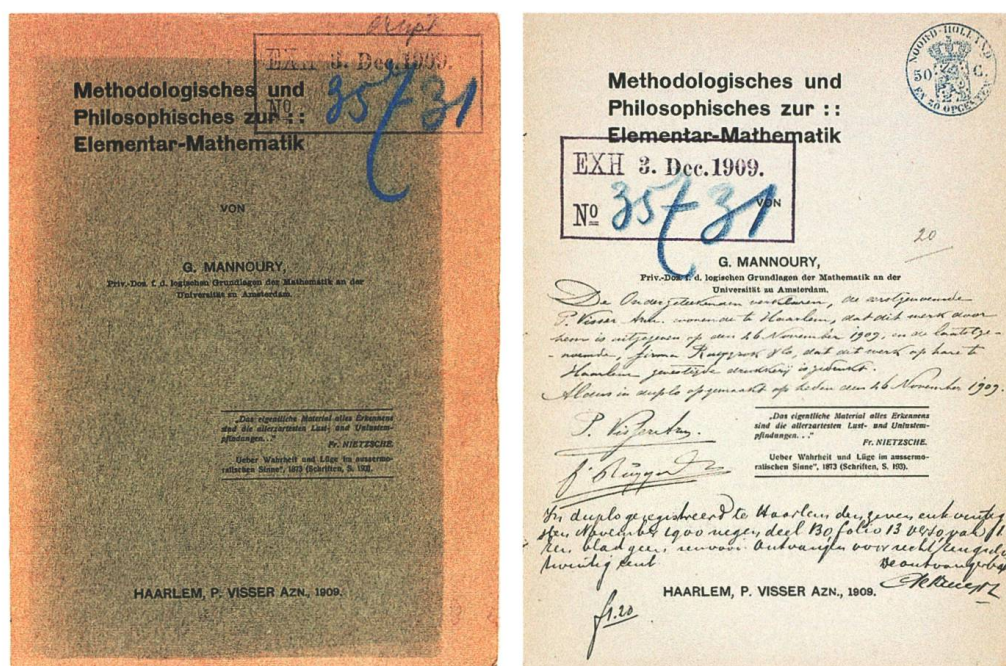


Abb. 86–87: Gerrit Mannoury, Methodologisches und Philosophisches zur :: Elementar-Mathematik, Haarlem: P. Visser Azn., 1909, Umschlag (mit transp. Schutzumschlag) und Titel

Von hier aus, aus dieser – kulturgebundenen – Perspektive wird der Blick ‘nach draussen’ umso interessanter, aber auch anspruchsvoller und schwieriger. Der holländische Mathematiker und Philosoph Gerrit Mannoury hat 1909 seiner grundsätzlichen Arbeit *Methodologisches und Philosophisches :: zur Elementar-Mathematik* (Abb. 86–87) das Nietzsche-Zitat vorangesetzt: “Das eigentliche Material alles Erkennens sind die allerzartesten Lust- und Unlustempfindungen...”¹³ Es geht um Feinheiten. Das mag der äusseren Präzision zuweilen entbehren. Gleichwohl schreibt Mannoury dem Mathematiker ins Stammbuch, “dass er bisweilen über das ‘Rechnen’ das Denken vernachlässigt hat”.¹⁴ Alles dreht sich immer wieder um diese Grenzen und die Art und Weise, wie wir damit umgehen können und sollen. Bei Nietzsche selbst – in seinen Bemerkungen “Zur Genesis der Erkenntnis” – steht fest, dass “alles Erkennen [...] ein Messen an einem Maassstabe” ist, und, in anderen Worten, dass es “ein Widerspiegeln in ganz besonderen Formen, die von vornherein nicht existiren” sei. Die Natur ist unendlich, “kennt keine Gestalt, keine Grösse”.¹⁵ Nur im Erkennen treten solcherlei Vorstellungen auf. Und so ist es auch mit der Zeit. Sie ist in der Natur unendlich, während für die Menschen gilt: “Nur für uns giebt es Endliches.”¹⁶ Das Endliche ist das Geschichtliche und das Konkrete.

Es sind Variationen der alten Vorstellungen, wie sich Kunst und Natur komplementär ergänzen. Und der Kulturhistoriker weiss, dass dem Menschen Phantasie, Fiktion und Klimmzüge aller Art stets wichtig und verfügbar waren, um den endlichen, engen in einen erweiterten oder gar unendlichen Raum zu verwandeln. „Artificii“ aller Art, von Menschen erfundene Instrumente verschaffen ihm diese Vorteile. (Dazu gehört das Buch und die Bibliothek.) Es geht dabei stets um die Grenzen und die Frage, wie weit man sie zu seinen Gunsten ausdehnen kann bis hin zur „Nötigung“, die Kant in Anschlag bringt und zur Frage führt, zu welchen Bedingungen der Anbindung und Rückversicherung bei den „möglichen Erfahrungen“ das ‘vernünftigerweise’ zu empfehlen sei: das Mass, die „Metrik“! Dass sich hier – bei den menschlichen Vorstellungen – alles bewegt und stets bewegen muss, und sich zuweilen verflüchtigt oder ganz in Luft auflöst, ist nicht vermeidbar. Und so sagt Galileo zu Aristoteles „un mondo ideale, un mondo di carta“ und lässt den, der ihn zitiert, Gregorio Bressani, kommentieren: „ha fatto quello che è tenuto a fare chiunque fa professione di filosofo.“¹⁷ Eine Vorstellungswelt, die auf unsere Wirklichkeit ausgerichtet ist, der bewusste Umgang mit jener Endlichkeit durch Instrumente des Erkennens ist es doch, was uns die Dinge verfügbar macht. Also lohnt es sich, sich damit auch gründlich zu befassen, angefangen bei den alten, im Leib-Seele-Zusammenhang gegebenen Bedingungen. Wir richten uns ein in dieser Welt mit all ihren Mängeln und Aporien und sollen nicht den „isolierenden Illusionen“ und auch nicht einer idealisierten „absoluten Naturwahrheit“ verfallen.¹⁸ In der Endlichkeit Nietzsches sind die künstlerischen Kräfte schon in unserem Werden begriffen, und der Hang zur Wahrheit ist ein moralisches Phänomen, wird ästhetisch verallgemeinert und erzeugt den „intellektuellen Trieb“. Es geht um die Anerkennung dieser Einschränkung: „Nur für uns giebt es Endliches.“ Als ob das nicht weit genug wäre! Es ist vermessen, dagegen einen absoluten Freiheitsbegriff zu setzen, dem alles in nicht mehr unterschiedener Weise offenstünde. Es ist uns ohnehin verwehrt. Auch unser Glücksstreben ist auf endliche Grenzen verwiesen. Ein zeitgenössischer Philosoph formuliert dazu: „Wir betrügen uns, indem wir unsere biologischen Grenzen ausblenden.“¹⁹ Täglich werden wir an dieses Risiko gemahnt. Und trotzdem tun wir, dessen ungedenk, immer wieder alles, um das Mass, die ‘Metrik’ und die Grenzen zu verschleiern und auszublenden.

“El número de símbolos ortográficos es veinticinco.”

Jorge Luis Borges, *La Biblioteca de Babel* [1941],
in: id., *Ficciones*, Buenos Aires: Emecé Editores, S.A., 1958 [1956], S. 87

“Linguae elementa solummodò viginti duo, & tamen sufficientia
rebus omnibus significandis.”

Juan Caramuel Lobkowitz, *Sublimium Ingeniorum Crux* [...],
Leuven: Petrus van der Heyden, 1644, *Epistola Dedicatoria*, o. S.

“[...] for as mastication is to meat, so is meditation
on that which wee read.”

Robert Burton, *The Anatomy of Melancholy*, Oxford: Printed for
Henry Cripps, 1638 (erste Ausgabe 1621), S. 280 (nach Hieronymus)

Die Endlichkeit also ist es, mit der wir befasst sind und mit der wir – selbst endlich – umgehen können und müssen. Von hier aus erscheinen die Versprechungen unserer “productiven Einbildungskraft” umso bedeutsamer. Man setze an die Stelle der Gebäude unserer Vorstellungen die realen, physischen Gegebenheiten, die für sie erfunden und gebaut wurden, und wir haben vor uns die Bibliothek mit ihren gleichfalls körperlich gegebenen Büchern. Diese Welten der Vorstellungen und Phantasien und ihrer physischen ‘Korrelate’ aufeinander zu beziehen, verschafft uns das tiefere Verständnis dessen, was sie sein sollten und was wir vermögen und welche konkreten Mittel und Bedingungen wir zu diesem Zwecke benötigen und einsetzen. Es dient dem Verständnis, die Bedingung der ‘Metrik’ und des “Verteilungsmodus”, Zahl, Grösse und die “Additions-Korrespondenz” mit ins Kalkül zu nehmen, genauso wie alle anderen “willkürlichen Konventionen”, die sich um die Umsetzung mathematischer Raum-und-Zeit-Begriffe angesammelt haben.²⁰ Johann Heinrich Lambert hat das 1771 in seiner *Architectonic* beschrieben, der im Titel erklärend “Theorie des Einfachen und des Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß” hinzugefügt war. Der Vereinfachung ist letztlich der ganze Aufwand gewidmet. Und Lambert hält es in seiner Selbstrezension “als eine sehr wichtige Betrachtung”, dass “die einfachen Begriffe in allen Absichten der eigentliche Uebergang von der Form zur Materie, vom Hypothetischen

zum Categorischen, von den Relationen zu den Correlatis sind”.²¹ Man kann es auch umdrehen und festhalten: Wo immer sich die Ordnung, das ‘Architektonische’, in der physischen Wirklichkeit erweisen muss, muss auch die entsprechende Präzisierung notgedrungen erfolgen. Lambert ist sich bewusst, dass bei solcher ‘kategorieller’ Absicht der Frage, welche Begriffe das seien, eine grosse Bedeutung zukommt. Er weiss auch, dass wir immer bei der “Körperwelt” anfangen, “von daher die Bilder nehmen”, um uns “die Dinge der Intellectualwelt” vorzustellen.²² Bezogen auf Ausdehnung und Grösse geht es demnach unter anderem um Einheit, Dimension, um die “einfache Gestalt der Grösse”, um Massstab, um das “Ausmeßbare” und die “Gleichartigkeit”, das “Einförmige”, wie um die “Schranken”, das “Zahlengebäude” und die “Vorstellung der Grösse durch Figuren”.²³ Man hat die Bibliothek mit ihren Einrichtungen, Büchergestellen aller Art und ihrer Anordnung längst vor Augen!

Endlichkeiten lassen sich durchaus in Zahlen ausdrücken. Ja, man bedarf ihrer – und des ganzen Reichtums zugeordneter Begriffe – unzweifelhaft, um sich darin einzurichten. Denn darum, um das ‘Sich Einrichten’, geht es. Es betrifft Modalitäten und Einschränkungen, die unserer Körperlichkeit und deren endlichen Bedingungen in Raum und Zeit auf mannigfaltige Weise entsprechen. So verständlich es ist, dass wir solche Grenzziehung immer wieder zu negieren oder aber, was intelligenter ist, zu überlisten trachten, so sehr bleibt es eine elementare Bedingung unseres Tuns und Seins. Es lässt sich nicht leugnen, dass unsere ‘Lebenserwartung’ trotz vieler versuchter Streckungen arg beschränkt ist. Wir brauchen eine Kultur – auch eine Wissenskultur –, die damit haushälterisch umgehen kann. Haushalt, griechisch *οἰκονομία*, ist das entscheidende Stichwort, was einmal mehr die Metapher des Hauses, des *οἶκος*, des Inbegriffs alles Gebauten, mitführt und daran das in irgendeiner Weise Systematisierende und Ord nende, den *νόμος*, hinzufügt.

Über wie viel Zeit verfügen wir, um Wissen anzusammeln und es auch zu nutzen; wie viele Bücher lesen und verdauen wir in einem Leben? So oder anders schockiert uns die Einsicht in plausible, ‘reale Verhältnisse’ – in Anbetracht der Unendlichkeitserwartungen und -versprechungen, die, längst der Religion und Metaphysik entwachsen, in die täglichen Geschäfte Eingang gefunden haben. Berechnungen sind ernüchternd! Bei einem Buch pro Woche sind das 50 pro Jahr, in zehn Jahren 500, in einem aktiven Leben von 60–70 Jahren also 3000–3500 Bücher. Kaum jemand würde statt ‘nur’ wöchentlich, täglich ein Buch verzehren; man käme selbst dann nicht weit über die 20 000 Titel

hinaus. Nichts in Anbetracht des jährlichen Ausstosses der klagenden Buchindustrie und der Millionenbestände in Bibliotheken; und nichts im Vergleich mit den ‘Treffern’, die mit jedem eingegebenen Begriff bei Google angezeigt werden.

Es stimmt etwas nicht im Verhältnis von überbordendem Informationsangebot und unserer beschränkten Aufnahmefähigkeit. Genauer: wenn wir das nicht bedenken und verschleiern, machen wir uns etwas vor oder taumeln schlicht im Grössenwahn. Es scheint gerade so, als ob wir aus der Euphorie im Umgang mit Information wenigstens die Aussicht auf ein unbegrenztes, ewiges Leben beziehen möchten. Aber auch das geht wohl kaum. Es drängt sich vielmehr auf, auch hier nach Ordnungen zu fragen, um der Menge besser Herr zu werden. Ein alter Grundsatz zählte gerade dies zu den Obliegenheiten eines Bibliothekars: “*Bibliothecam instructores oportet animo tenere formas.*”²⁴ Die Ordnung – und die ‘Form’ – einer Bibliothek meint natürlich die Bücher, aber folgerichtig natürlich auch die Anordnung der Büchergestelle und, noch konkreter, die ‘Aufstellung’ der Bücher. Dort muss die Ökonomie, die Haushaltung ansetzen – und vermitteln. Auch sie bedient sich aller Klimmzüge oder einfach der Mittel, die zwischen dem Körperlichen und Intellektuellen, ganz nach Massgabe unserer Sinne und deren unterschiedlichen Vermögen, vermitteln. Wie in einer Bibliothek Sehsinn und haptisches Vermögen korrelieren, entspricht ausgeklügelter – und haushälterisch ausgerichteter – Strategie.

Das Rad lässt sich schwerlich zurückdrehen, aber es wäre doch sehr unökonomisch, wenn man diese in der langen Geschichte von Bibliotheken als Wissensordnungen erprobten Mittel einfach beiseiteschieben würde. Es bedarf einer adäquaten Fortführung und, wo angezeigt, eines angemessenen Ersatzes. Die Geschichte hält uns immer noch Modelle grundsätzlicher und paradigmatischer Art bereit, die das alte und immerwährende Bedürfnis einer künstlichen Verlängerung unseres Gedächtnisses durch Bild- und Schriftträger mitsamt deren Bedingungen und Prioritäten illustrieren. Mit dem Festhalten von Erfahrung und Wissen durch Schrift ist stets die Frage nach Tradierung über die einzelne Lebenserfahrung hinaus aufgetaucht. Idealerweise hat man damit die Wichtigkeit des Aufzuschreibenden verbunden und postuliert und dies nicht einfach dem Zufall überlassen. Es braucht einen Grund, weshalb man gleichsam ‘gegen die Natur’ unser Wissen über die je eigene Erfahrung und Endlichkeit hinauswirken und zur (geteilten) Kultur werden lassen will. Paradigmatisch ist die biblische Erzählung der Söhne Seths, die

in Anbetracht der drohenden Sintflut das erste Wissen der Menschheit, die „*prisca philosophia*“, auf einen unzerstörbaren Träger, ein festes Monument, setzten. Was hier aufgeschrieben wurde und wie man dieses Privileg begründete, ist die wirkliche Frage. Würden wir sie ab und zu wieder stellen oder gar lösen, wir hätten keine Informationsbedrohung und kämen mit Überfluss und Stau einigermaßen zurecht. Aber wer will denn hier mit Autorität eingreifen und gleichsam Zensur ausüben? Es muss sich anders regeln lassen, und am Anfang mag die Einsicht in den Nutzen und Vorteil jener Ökonomie stehen, die als Grundlage gesellschaftlicher Übereinkunft und menschlicher Verständigung – gegen babelsche Irrung und Verwirrung – unabdingbar ist. Übersicht und die Postulierung eines Ganzen, gleichsam eines Wissenskörpers, sind die wirklichen Herausforderungen. Dem dienen die an bestmöglicher Erfahrung und Sichtbarkeit orientierten Kriterien von Ordnung zu.

Ein paradigmatischer ‘Ort’ von Wissensordnung und Denkökonomie liegt in der Figuren- und Zeichensetzung selbst, so auch im Alphabet begriffen. Kluge Köpfe wie Giulio Camillo und Juan Caramuel de Lobkowitz haben auf das Paradox hingewiesen, wonach sich alles mittels einer Kleinstzahl von bloss 22 Zeichen darstellen liesse. Seinem Gönner, François I^{er}, hatte Giulio Camillo Unsterblichkeit versprochen, wenn er den Empfehlungen im Sinne seiner *Ars Mnemonica* folgen würde (“[...] queste sono le vie, per le quali ascenderai alla immortalità”).²⁵ Mnemonik verspricht den haushälterischen Umgang mit Wissen durch intelligente Erschliessung und Erreichbarkeit gemäss Ort und Anordnung. Auf diese Weise soll das Ideal der Verbindung des Universalsten mit dem konkretesten Einzelnen erfüllt werden. Das Modell – oder auch die Methode – einer entsprechenden Verkürzung bietet das Alphabet, von dem Giulio Camillo sagt: “Avertiscan prego: prima che fussero trovate le ventidue lettere del nostro alphabeto; se alcun si fusse offerto di dar ventidue caratteri, con li quali tutte le cose, delle quai parliamo potessero essere scritte; non sarebbe stato beffato? & pur veggiamo, che queste poche lettere, che sono nell’alphabeto, sono bastanti a esprimere il tutto. Et la prova che è tutto di nelle mani di color che scrivono, ne manifesta fede.”²⁶

Das Ökonomieprinzip das unser Wissen, so es denn aufgehoben und verbreitet werden soll, reguliert, ist also schon im Alphabet grundgelegt. Es ist dies ein ausreichendes Mittel, um eine unendliche Vielfalt, wie sie in der Welt gegeben ist, abzubilden. Giulio Camillo führt diesen Gedanken fort und wendet ihn auch auf Wissensformen im engeren Sinn an. Wer hätte



Abb. 88: Giulio Camillo, Due Trattati dell'eccellentissimo M Giulio Camillo: L'Uno delle Materie, che possono venir sotto lo stile dell'eloquente: L'Altro della Imitatione, Venedig: Nella stamparia de Farri, 1544, Titel

etwa gedacht, dass sich in den zehn "predicamenti d'Aristotele" alles umfassen liesse.²⁷ Juan Caramuel de Lobkowitz spinnt diesen Gedanken 1644 im Widmungsschreiben seines *Sublimium Ingeniorum Crux* an Ferdinand III. fort (Abb. 81 und 92): So wie es vier Elemente der Natur gibt, gibt es eben 9 Zahlen und 22 Buchstaben: "Linguae elementa solummodo viginti duo, & tamen sufficientia rebus omnibus significandis."²⁸

Das entscheidende dieser Paradigmen ist, dass sich alles um das Ausreichende – durchaus in Parallele zu unserer Endlichkeit – dreht. Nun kann

man das mit dem Hinweis auf den unendlichen Zuwachs an Wissen in allen Bereichen auszuhebeln versuchen; doch das Vernünftige dieses Ansatzes lässt sich nicht übersehen. Es wird lediglich unterstellt, dass wir – aus kulturellen Erwägungen – die Ordnung dem Chaos vorziehen und dass wir Übersichtlichkeit als Tugend, wenn nicht gar als notwendige Voraussetzung unseres Tuns in einem durchaus ethisch-moralischen Sinn begreifen.

Das Bild des Alphabets scheint sich universaler Bedeutung zu erfreuen. Auch Jorge Luis Borges kommt in seinem berühmten Text *La Biblioteca de Babel* (1941) darauf zu sprechen: “El número de símbolos ortográficos es veinticinco.”²⁹ Er hat den 22 Buchstaben Punkt und Komma und den Zwischenraum als Zeichen hinzugegeben,³⁰ und somit gleichsam Grammatik und Syntax in das unendliche Kombinationsspiel aufgenommen. Er hat längst die moderne Situation von Chaos und Unübersichtlichkeit erfahren und nähert sich der möglichen ‘Ordnung’ durch Ausschluss so unsinniger Buchstabenkombinationen wie “dhcmrlchtdj” an.³¹ Ob die Welt unendlich oder endlich sei, will er gar nicht entscheiden. Er sucht nach vernünftigen Argumenten für und gegen beide Optionen. Denen, die die Welt als unendlich begreifen, was nicht grundsätzlich unlogisch ist, hält er entgegen: “olvidan que los tiene el número posible de libros”.³² Mit Zahl und Anzahl bewegen wir uns in der endlichen Welt. Borges führt dazu noch eine weitere, kleine Parabel an. Wenn ein ewig Reisender die Geschichte durchmessen würde, stiesse er immer wieder auf die unvermeidbare Wiederholung von Dingen (und auch von Texten). Auch die Wiederholung ist eine Ordnung, ja DIE Ordnung schlechthin, so Borges. “Con esa elegante esperanza”, mit dieser Hoffnung beendet er seinen Text.³³

Das schreibt jemand, der Zeilen zuvor bekennt, wie ihn systematisches, geplantes Schreiben anwidert. Es ist der Poet, der sich bei aller Offenheit und allem Freiheitsstreben auf den tieferen Sinn und das menschliche Bedürfnis von Ordnung einlässt. Seine Autorität bezüglich der 25 – oder 22 oder 23 – Zeichen findet er übrigens in Robert Burton und in dessen *The Anatomy of Melancholy* (1621). Dort versucht der Autor – seine ‘Melancholie’ begreifend und beschreibend –, das Ganze und Umfassende aus dem Verständnis des einzelnen Konkreten zu beschreiben, und rät dazu, Hieronymus folgend, dies gründlich zu tun: “for as mastication is to meat, so is meditation on that which wee read”.³⁴ Verstehen erfordert gründliches Kauen und Verdauen. Die Bibel ist für ihn “an Apothecaries shop”, in der man Mittel “for all infirmities of minde” findet.³⁵ Und weil er nicht bei den religiösen Schriften halt machen will, empfiehlt er die Autoren der Mnemotechnik

und die mathematischen Schriften, Euklid voran, und holt sich dessen Lob bei Clavius. Daran orientiert er sich und empfiehlt, man möge über die “variation of the 23 letters” nachdenken – und darin das ganze Potential entdecken, weshalb er dies auch gleich in Zahlen exemplifiziert. Es übersteigt, was “within the compass of the firmament” Platz findet, und ist doch nur in wenigen Elementen grundgelegt.³⁶

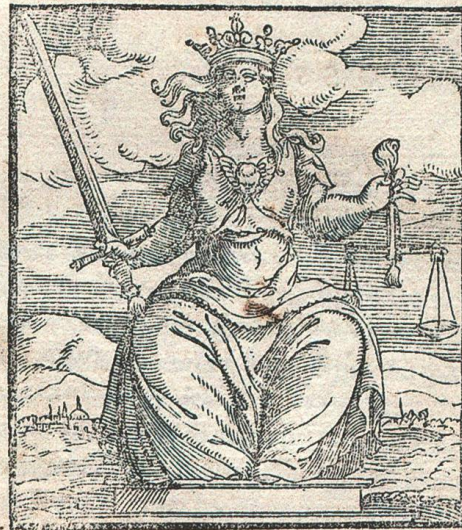
So besehen kann es niemanden als Einschränkung oder gar Beengung bedrücken, wenn er all dies, die Ordnung und Freiheit, die immer gleichen 22 Elemente in unterschiedlichster Zusammenfügung und dies insgesamt wieder zwischen zwei Deckeln zu einem Buch zusammengeklemmt vorfindet. Das Buch ist in diesem Sinne ein hoch-intelligentes Konstrukt, das so unendlich vieles zulässt und dies ‘trotzdem’ in eine übersichtliche und – ganz wörtlich – ‘handliche’ Form bringt. Will man das ersetzen, muss man sich wohl überlegen, was man einbüsst und wie man es denn allenfalls wettzumachen gedenkt. Dabei ist das alles an der physischen Wirklichkeit des Buches angebunden. Es wiederholt sich, was unmittelbar über die Sinne vermittelt einsehbar ist, die Endlichkeit des Haushalts, der Ordnung und Anordnung. Jedermann weiss, dass sich in einem solchen Buch zwischen den zwei Deckeln ein Mikrokosmos mit eigenen Gesetzen entfaltet, dem wiederum vielerlei hilfreiche Klimmzüge zugute kommen, die Paginierung, derzufolge mittels Register jedes einzelne Wort – oder eben haushälterisch: die wichtigsten Worte – erschlossen werden können, die kluge Einteilung und Anordnung und Betitelung, die Heraushebung und das Nachführen und Präzisieren im Kleingedruckten der Fussnoten, die Anmerkungen und Metatexte von Einleitungen, Widmungen, Nachworten. Der ‘inneren’ Ökonomie gesellen sich nunmehr noch andere Kriterien hinzu; es soll das Buch handlich sein, in die Hand passen, der Grösse der Hand, von der man ja auch stets Masse (“palmi”) abgelesen hat, angemessen sein, auf dass diese jenes Objekt auch wirklich bestmöglich gebrauchen kann. Man weiss, wie man das Buch mit Händen bedient; die eine fasst es an und hält es, die andere bedient es, blättert von vorn nach hinten und umgekehrt, langsam oder schnell. Das Buch hält sich – begründete Ausnahmen vorbehalten – an Mass und Bewegung, die auf die Masse und die Motorik des Körpers abgestimmt sind.

All dies lässt sich wiederum auf die nächst grössere Einheit übertragen, auf das Bücher-Behältnis einer Bibliothek, in der die einzelnen Bücher ihre Aufstellung finden. So wie dem einzelnen Buch (“alla portata di mano”!) der unmittelbare Zugriff der Hand, der haptische Sinn zugeordnet ist, so kann bei grösserer – aber wiederum angepasster und angemessener – Distanz der

Sehsinn die Bücherordnung möglichst ‘auf einen Blick’ wahrnehmen und verstehen! Die ‘alte’ Bibliothek mit ihren offenen Bücherregalen hat sich den Sinnen des Benützers – “et visui et usui” – unmittelbar geöffnet und auf diese Weise verfügbar gemacht.³⁷

Es ergibt sich alles aus der Einsicht in die Endlichkeit und Beschränktheit von Raum und Zeit und dient der Verkürzung der Wege und der ‘Früherkennung’ des Buches über die Sinne. Nach Massgabe dieser Überlegungen müssten die neuen Möglichkeiten an dem gemessen werden, was die alten schon boten; das wäre ökonomisch. Ansätze, etwa die ‘Abbildung’ von Ordnungssystemen mittels Sensoren zwecks besserer oder schnellerer Erschliessung und Benutzung sind gegeben und grundsätzlich problemlos möglich. Schwieriger ist es, jene alten, historisch gewachsenen Wissensordnungen, die sich ja nicht nur bewährt haben, sondern die nach wie vor wichtige Grundlagen unseres Wissensverständnisses und unseres Haushalts an Wissenserfahrung bilden, ‘mitzunehmen’, weiter zu nutzen und zu entwickeln. Das zu vermeidende Szenario ist wohl jenes, dass man das alte und das neue Wissen voneinander separiert, wie das leider längst der Fall ist: äusserlich zum Beispiel in der physischen Abgrenzung von “rare book libraries” und mittelbar der Musealisierung des alten Wissens. Umso gewichtiger ist die Frage nach jenem von Robert Burton veranschlagten Kau- und Verdauungsvorgang. Die formalen Systeme bieten doch nur Aufzeig- und Hinweishilfe. Und es kommt auf die Dinge selbst, in diesem Fall auf die Erkenntnis und nicht bloss auf die ‘Daten’ an. Die Endlichkeit und der Haushalt erfahren aus dieser Einsicht heraus ihren wirklichen Sinn der notwendigen Vertiefung, Überprüfung und Einsicht. Kein Hilfsgerät ersetzt diesen geistigen Vorgang; man mag davon ablenken und sich in die Quantitäten flüchten, wie das in noch ganz anderen Lebensbereichen zu beobachten ist – und zu Krisen führt. Und natürlich müsste man auch die Geisteswissenschaften an diese Aufgabe und an diese Chance erinnern, nämlich in alle Wissensbereiche verstehend, begreifend, fragend und erklärend, verbindend und weiterführend einzugreifen, auf dass der Wissenschaftsgesellschaft die Wissensbildung und die Bildung insgesamt nicht abhanden komme.

L'IDEA DEL
THEATRO, DELLO
ECCELLENTE M.
Giulio Camillo.



IN VINEGIA.
Appresso di Agostino Bindoni.
M. D. L.

Abb. 89: Giulio Camillo, L'idea del theatro [...], Venedig: Agostino Bindoni, 1550, Titel

- 1 Cf. Paul Stäckel (Hg.), Wolfgang und Johann Bolyai. Geometrische Untersuchungen, Bd. 1, Leipzig/Berlin: B. G. Teubner, 1913, S. 49.
- 2 Cf. Albert Einstein, Riemann-Geometrie mit Aufrechterhaltung des Begriffes des Fernparallelismus, Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Preussischen Akademie der Wissenschaften Phys.-Math. Klasse. 1928. XVII, Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften in Kommission bei Walter de Gruyter U. Co. 1928, S. (3).
- 3 Cf. Bertrand Russell, *New Hopes for a Changing World*, London 1951, S. 21 (“Chapter III. Mastery over Physical Nature”) – Russell lässt auf der gleichen Seite den Satz folgen, dem man auch aus heutiger Sicht kaum etwas entgegensetzen kann: “Man by the mastery of nature has emerged gradually into a degree of liberty for which he seems as yet insufficiently adult.”
- 4 Cf. dazu: Werner Oechslin, “...und welche Vernunft speculirt nicht...”: NEBENGE-BÄUDE – architektonische und andere!, in: *Wissensformen. Sechster Internationaler Barocksommerkurs*, Stiftung Bibliothek Werner Oechslin, Einsiedeln, 10.–14. Juli 2005, Zürich: gta Verlag, 2008, S. 16–37, insbesondere S. 18 f. und S. 22 f.
- 5 Cf. Jacob Friedrich Fries, *Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft*, Erster Band, Zweyte Auflage, Heidelberg: Christian Friedrich Winter, 1828, S. 117.
- 6 Id., S. 172.
- 7 So beispielsweise bei du Bois-Reymond: cf. Paul du Bois-Reymond, *Über die Grundlagen der Erkenntnis in den Exakten Wissenschaften*, Tübingen: Laupp’sche Buchhandlung, 1890, S. 15. (Auch an dieser Stelle – id., Fussnote * – wird die Frage der Bezeichnung und Erklärung aufgegriffen, was in der Minimalforderung Kirchhoffs mit der Formulierung wiedergegeben wird: “wenn es nur gelinge, damit die Erscheinung ‘darzustellen’”.)
- 8 Cf. Fries 1828, S. 171.
- 9 Id., S. 172.
- 10 Cf. Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, Berlin 1836, S. [1].
- 11 Cf. Jacob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache*, Bd. 1, Leipzig 1848, S. 5.
- 12 Id., Vorrede, S. xiii.
- 13 Cf. Gerrit Mannoury, *Methodologisches und Philosophisches: zur Elementar-Mathematik*, Haarlem: Visser, 1909, Umschlag und Titel.
- 14 Id., S. 1.
- 15 Cf. Friedrich Nietzsche, *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, [1873], in: id., *Werke*, Bd. 10, Leipzig: Naumann, 1896, S. 189.
- 16 Id., S. 189.
- 17 Cf. Gregorio Bressani, *Discorsi sopra le obbiezioni fatte dal Galileo alla dottrina di Aristotele*, Padova: Nella Stamperia Penada, Appresso Angelo Comino, 1760, S. 54.
- 18 Cf. Nietzsche 1896, S. 184 f.
- 19 Michael Hampe in einem Podiumsgespräch (cf. NZZ, 28. Mai 2010) im Nachgang zu seinem Buch: *Das vollkommene Leben. Vier Meditationen über das Glück*, München 2009.
- 20 Cf. dazu: Mannoury 1909, hier besonders S. 9 ff. und S. 112 ff.
- 21 Cf. Johann Heinrich Lambert, *Lamberts eigene Recension seiner Architektonik*, in: *Joh. Heinrich Lamberts logische und philosophische Abhandlungen*, Joh. Bernoulli (Hg.), Bd. II, Berlin/Leipzig: Bernoulli und de la Garde/Beer, 1787, Nachdruck, Hildesheim: Olms, 1969, S. 413–428, hier S. 415–416.
- 22 Id., S. 421.
- 23 Id., S. 423.

-
- 24 Cf. Oliverii Legipontii Dissertationes Philologico-Bibliographicae, in quibus De Adornanda, & ornanda Bibliotheca [...], Nürnberg: Paul Lochner & Mayer, 1746, S. 64. – Cf. dazu: Werner Oechslin, ... als die Bibliotheken (und nicht die Kataloge) noch Wissensordnungen darstellten ..., in: Blättern & Browsen – 150 Jahre ETH-Bibliothek, Schriftenreihe A der ETH-Bibliothek, Wissenschaftsgeschichte 7, ETH-Bibliothek (Hg.), Zürich: ETH-Bibliothek, 2005, S. 81–93.
- 25 Cf. Giulio Camillo, Due Trattati dell'eccellentissimo M Giulio Camillo: L'Uno delle Materie, che possono venir sotto lo stile dell'eloquente: L'Altro della Imitatione, Venedig: Nella stamparia de Farri, 1544, Fol. 36 r.
- 26 Id., Fol. 37 v.
- 27 Id., Fol. 38 r.
- 28 Cf. Juan Caramuel Lobkowitz, Sublimium Ingeniorum Crux [...], Leuven: Petrus van der Heyden, 1644, Epistola dedicatoria, o. S.
- 29 Cf. Jorge Luis Borges, La Biblioteca de Babel [1941], in: id., Ficciones, Buenos Aires: Emecé Editores, S.A., 1958 [1956], S. 85 ff., hier S. 87.
- 30 So die "Nota del Editor": id., Anmerkung 1.
- 31 Id., S. 94.
- 32 Id., S. 95.
- 33 Id., S. 95.
- 34 Cf. Robert Burton, The Anatomy of Melancholy, Oxford 1638 [1621], S. 280.
- 35 Id., S. 280.
- 36 Id., S. 280.
- 37 Cf. dazu: Werner Oechslin, Die Bibliothek und ihre Bücher – des Menschen Nahrung, in: Scholion 0, 2001, S. 7–39, hier im Buch S. 34–65; id., "Auf einen Blick", in: deixis – Vom Denken mit dem Zeigefinger, Marbacher Schriften Neue Folge 1, Heike Gfrereis / Marcel Lepper (Hg.), Göttingen: Wallstein, 2007, S. 62–80, hier im Buch S. 360–379.